

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Herbert Kühn
Der Aufstieg der Menschheit

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

INHALTSVERZEICHNIS

6

EINLEITUNG

15

ÜBERGANG VON JAGD ZU ACKERBAU

(DAS MESOLITHIKUM)

10000-4000 IN MESOPOTAMIEN, 2000 IN NORDEUROPA

Die Funde 15 / Das geistige Leben im Mesolithikum 34 / Die
Kunst des Mesolithikums 44

60

DER ACKERBAU (NEOLITHIKUM)

MESOPOTAMIEN 4000-2000

Die geistige Wandlung 60 / Die Geschichte der Entdeckung 65 / Die
Gliederung der Funde 80 / Religion und Kunst in Mesopotamien 103

ÄGYPTEN IN DER FRÜHZEIT 113

INDIEN, CHINA, JAPAN IN DER FRÜHZEIT 128

EUROPA IN DER FRÜHZEIT 147

176

DAS FORSCHUNGSERGEBNIS IM LICHT

DER MODERNEN PHILOSOPHIE

188

ANHANG

Tabelle der Chronologie 188 / Chronologie der Fundgeschichte 190 / Biblio-
graphie 193 / Anmerkungen 197 / Tafeln und Karten 209 / Register 216

EINLEITUNG

Der Aufstieg der Menschheit – das ist nach dem Erwachen das erste Atmen in der Frühe des Morgens, das ist das Umblicken im blauen Licht, das ist das erste Schreiten, das ist das Recken des Armes im Erleben der eigenen Kraft. Und damit erwacht die Tat, die Tat, die zur geordneten Gliederung des Lebens führt, die Tat, die die Arbeit schafft, die Tat, die in die Dinge und in die Umwelt dringt, in die Aktivität, in die Veränderung der Natur zum Zwecke der Beherrschung durch den Menschen selbst.

Das Erwachen der Menschheit war das Leben der aneignenden Wirtschaft, der Konsumtion. Der Mensch produziert noch nicht, er schafft eine Kunst, er bildet eine Religion, aber er lebt als ein Wesen unter anderen Wesen, aufnehmend, sammelnd, jagend. Die Welt ist wie eine Hülle um ihn, eine Hülle, die er vorfindet und in die er sich einlebt, eine Hülle, die ihn zugleich trägt und die ihm das Bewußtsein seines Lebens gibt.

Es sind genügend Tiere da, von denen er leben kann, es sind auch Pflanzen da, die die Frauen suchen. Der Mensch baut Fallen, schafft sich Waffen, bildet sich die Kunst, um mit der ihr innewohnenden Kraft die Tiere zu beherrschen. Aber der Mensch wandelt die Umwelt noch nicht. Seine Ernährung ruht in dem Gegebenen, in dem Vorhandenen, in dem, was der Herr der Tiere ihm übergeben hat. Und so hat sich an diese älteste Zeit des menschlichen Daseins immer der Gedanke des paradiesischen Zustandes geheftet. Noch arbeitet der Mensch nicht auf dem Felde im Schweiß seines Angesichtes, noch schafft er sich nicht das Brot, bebaut noch nicht den Acker, zieht noch nicht den Pflug. Der Mensch in diesem Zustande des Paradieses lebt unter seinesgleichen auf dieser Welt, und die Tiere tragen und erhalten ihn, sie geben ihm die Nahrung, die Kleidung, die Schmuckstücke und die Geräte. Alles, was der Mensch braucht, um sein Leben ganz beherrschen zu können, ist in der Natur vorhanden. Der Mensch ist Meister seiner Umwelt, Herr seiner Aufgaben, die die Zeit ihm stellt, er bewältigt seine Welt ganz, und seine Ernährung ist völlig gesichert. Immer wieder kommen die Tiere zur gleichen Zeit, immer wieder ziehen sie die gleichen Wege, immer wieder erscheinen sie zu bestimmten Jahreszeiten an demselben Wechsel. Der Mensch kennt die Wechsel, er hat die Waffen, mit denen er den Tieren gegenüber treten kann. Er hat seine Feste, Siegesfeiern der Jagd, Feiern der Jugend, die in das Alter eintritt: sein Leben ist geordnet, er steht mit festen Füßen auf dieser Welt.

Die Bilder der Eiszeit haben niemals etwas Grausiges, etwas Unheimliches, etwas Dämonisches. Der Mensch ist sich noch nicht Problem seiner selbst. Es gibt wenig Darstellungen des Menschen

im Verhältnis zu den vielen Wiedergaben der Tiere. Wohl erscheinen die weiblichen Statuetten, Ausdruck der Fruchtbarkeit, die der Sinn der Frau ist. Aber die Gestaltung des menschlichen Gesichtes selbst ist selten. Es gibt einige, wie das Köpffchen aus Brassempouy, wie Zeichnungen und Gravierungen in La Marche und Le Colombier. Doch der Mensch selbst tritt sich noch nicht gegenüber, er betrachtet sich noch nicht. Seine Augen sind noch nicht aufgetan, er weiß noch nicht, was gut und böse ist. So drückt es die Bibel aus, und sie hat diesen Urzustand der Menschheit wohl am tiefsten und besten gefaßt. Der Mensch lebt in Harmonie mit sich selbst, und erst später werden seine Augen aufgetan. Wo ist an irgendeiner Stelle dieses Erleben des Paradieses und die Fortentwicklung tiefer und mächtiger gefaßt als in diesem Symbol? Wie aus einer Urerinnerung der Menschheit klingt es hervor, wenn man es in seinem letzten Sinne faßt.

Die Ausgrabung, durch die in den letzten Jahrzehnten das Wissen um die Eiszeit neu geboren wurde, deutet durch die Funde diesen Zustand des Paradieses: der Mensch in Harmonie mit der Welt, der Mensch in Einklang mit dem, was um ihn ist, der Mensch in Übereinstimmung mit seiner Umgebung und seiner Umwelt, und danach das Erwachen, das Auftun der Augen, das Denken über sich selbst, das Erwachen des Gedankens von Schuld und von Sünde. Warum hat der Mensch zu arbeiten, warum muß er im Schweiß seines Angesichtes sein Brot essen, warum muß er wieder zu Erde werden, von der er genommen ist? Warum muß er sich mit Kummer auf dem Acker nähren sein Leben lang?

Symbolisch ist das in der Bibel der Gedanke des Sündenfalles, des Verlustes des Paradieses. Auch die anderen alten Schriften der Menschheit haben die gleiche Erinnerung bewahrt an das Paradies als den ersten Zustand der Menschheit, an den Fall und an den Aufstieg als die folgende Epoche.

Das Deuteronomium wird im Jahre 621 v. Chr. veröffentlicht. Die ältesten Teile der Bibel gehen auf frühere Schriften und Überlieferungen zurück, die aus der mesopotamischen Welt stammen. Diese Schriften sind bekannt geworden durch die Auffindung der Bibliothek des Königs Assurbanipal (669—630 v. Chr.) in Ninive und durch andere Bibliotheken an vielen Fundplätzen. Es wurden Tontafelbruchstücke gefunden, deren Texte bis in den Anfang des 3. Jahrtausends v. Chr. zurückreichen. Auch in diesen Schriften wird immer wieder vom Paradies gesprochen. Ein sumerischer Text verlegt das Paradies auf einen Berg der Insel Dilmun im persischen Meer¹. Hier findet sich der Göttergarten mit den Wunderbäumen, die Edelsteine tragen. Hier ist die Pflanze zu finden, die den Greis wieder jung macht. Und im Iran, im Rigveda (X, 135,1) trinkt Yima an einem heiligen Baum mit den Göttern². Der Text spricht davon, daß es immer

und ewig Speise und Trank gab, daß die Üppigkeit der Herden groß war, und daß allmählich diese Herrlichkeit entwich (Yast 19,30).

Das Wort Paradies ist als babylonisch belegt. In einer Keilschriftinschrift aus der Zeit des persischen Königs Kyros³ wird das Paradies amêluras sa par-di-su genannt. Und im Gilgamesch-Epos, das in seinen ältesten Teilen noch dem 3. Jahrtausend angehört, kommt Gilgamesch auf der Neunten Tafel dahin, wo die Jungfrau auf dem Thron des Meeres wohnt. Hier steht ein Baum in einem Hain der Götter. Als Frucht trägt er Karneol, mit Reben ist er behangen, gut anzuschauen. Die Ranken sind aus Lasurstein gebildet, Früchte trägt er, köstlich mündend⁴.

Dies sind die ältesten Texte, die die Menschheit besitzt, die Texte des Gilgamesch-Epos. Sie sind seit 1906 bekannt und wurden 1911 veröffentlicht⁵. In diesen Texten ist Enkidu das Symbol des Paradieses. Sein ganzer Körper ist mit Haar bedeckt, wie es in der Ersten Tafel heißt. Er trägt das Haupthaar wie ein Weib, er weiß nichts von Land und Leuten und gleicht an Kleidung dem Gott der Herden. Der Text sagt von ihm:

»Mit den Gazellen ißt er die Kräuter,
Mit dem Vieh trinkt er an der gemeinsamen Tränke,
Mit dem Gewimmel des Wassers ist froh sein Herz.«

Auch Enkidu verliert das Paradies, und es ist die Frau, die ihn zum Erleben seines Wesens bringt. Er stößt zusammen mit Gilgamesch, dem Erbauer der Stadt Uruk, der ihn durch eine Frau anlockt, und aus den Gegnern werden Freunde.

Immer ist also in der Erinnerung des Menschen das Bild des Paradieses, das Bild der frühesten Zeit, der glücklichen Zeit, erhalten, als der Mensch noch nicht über sich selbst nachdachte, als er noch in seiner Umwelt stand, sicher und fest, in der Umwelt, die ihn trug und ihn erhielt. In dieser Welt gibt es noch nicht die Sünde, gibt es noch nicht die Schuld, gibt es noch nicht das Problem des Menschseins. Es gibt nicht Ackerbau und nicht Viehzucht. Dieses Bild enthüllt die Ausgrabungen aus der Epoche der Eiszeit vor den Blicken des Menschen der Gegenwart.

Und auch die Griechen hatten noch diese Erinnerung. Bei Hesiod, dem griechischen Dichter des 7. Jahrhunderts, der geboren war in Askra in Böotien, und der eine Theogonie geschrieben hat, eine Geschichte der Entstehung der Götter und der Entstehung der Welt, finden sich in seinem Buch »Werke und Tage« diese Sätze (übersetzt von Johann Heinrich Voß, Heidelberg 1806):

»Und sie lebten wie Götter, mit stets unsorgsamer Seele,
Von Arbeiten entfernt und Bekümmernis. Selber des Alters

Leiden war nicht; immer sich gleich an Händen und Füßen,
Freuten sie sich der Gelage, von jeglichem Übel entäußert,
Reich an Herden der Flur und geliebt den seligen Göttern;
Und wie in Schlaf hinsinkend verschieden sie. Jegliches Gut auch
Hatten sie; Frucht gewährte das nahrungssprossende Erdreich
Immer von selbst, vielfach' und unendlich; und nach Gefallen
Schafften sie ruhig ihr Werk im Überschwange der Güter.«

Immer ist das Bild des Paradieses das gleiche: die Fülle des Wassers, der Reichtum an fruchttragenden und schattenspendenden Bäumen, die Vielzahl der Tiere, der Duft und die Schönheit der Blumen, die Menge der Fische und der mühelose Erwerb der Nahrung. Die griechische Literatur nach Hesiod spricht von der Insel der Seligen, von den elysischen Gefilden, von den Gärten der Hesperiden⁶. Germanische Vorstellungen des Paradieses sind auch vorhanden⁷. In Indien spricht das Mahabharata (VI,7) und das Ramayana (IV,43) von einem Wunderland, das dem Paradies ähnlich ist.

Besonders entfaltet sich der Gedanke des Paradieses im Buddhismus. In China und Japan ist er getragen von dem Bilde des Glücks im Westen, in das die Gläubigen durch die Gnade des Amitabah und des Amida eingehen. Das Paradies kann entweder der Anfangszustand oder der Endzustand sein. Das Paradies wird im Japanischen Jodo, reines Land, genannt⁸.

Wie stark der Gedanke des Paradieses und der ursprünglichen Vollkommenheit des Menschen im Christentum war, zeigt sich in der Tatsache, daß die Augsburger Konfession 1530 sehr klar von dem von Gott anerschaffenen Zustand einer geistigen und religiösen Vollkommenheit spricht, die als *justitia originalis* zusammengefaßt wird⁹. Und noch bei Schleiermacher¹⁰ kommt immer wieder der Gedanke der ursprünglichen Vollkommenheit des Menschen vor.

Diese Vollkommenheit liegt vor allem in der Einheit des Menschen mit der Natur, in der Sicherheit seines Lebens, in der Ausgeglichenheit seiner Stellung in der Welt. Der paradiesische Zustand wurzelt in dem harmonischen Denken, in dem ungespaltenen Bewußtsein, in der einfachen Hingabe an die Natur, in der Konkretion des Erlebens, in der Klarheit des Erfassens der Welt.

Die Bestattungen der Eiszeit zeugen von diesem Denken. Dem Toten wird das mitgegeben, was er im Leben braucht: die Nahrung, der Schmuck, die Waffen. Weil er blaß ist, wird er mit Ocker bestreut, der Farbe des Lebens. Weil er kalt ist, wird er in der Nähe des Herdes bestattet. So besteht in der Eiszeit eine Vorstellung von dem Fortleben nach dem Tode, ohne daß dieses Denken das Transzendente in sich schließt. Das Land der Toten liegt nur irgendwo anders, an unbekannter Stelle, und so ist die

Spaltung des Menschen in seinem Denken zwischen Diesseits und Jenseits noch nicht eingetreten. Die Bilder der Eiszeit sagen das gleiche aus: sie sind beglückend, sie sind naturnah, sie sind wirklich. Überblickt man sie als Ganzes, dann erfühlt der heutige Beobachter die Einheit des Denkens bei den Schöpfern dieser Kunst. Es fehlt ihnen ganz das Zergrübelte, das Gedachte, das Abstrakte und das Transzendente, sie ruhen vollkommen in der Gegenwart, im Diesseits, im Hier. Darin liegt ihr eigentlicher Ausdruck, ihr Sinn und auch ihre Wirkung auf den Menschen der heutigen Zeit.

Am Ende der Eiszeit, mit dem Aufstieg der Menschheit, wird das anders. Der Mensch wird sich selbst Gegenstand der Betrachtung. Die Bilder sprechen jetzt von dem Menschen, er tritt in den Mittelpunkt, die Wiedergabe seiner selbst wird das Entscheidende. Wohl kommen noch die Tiere vor, aber sie treten zurück, sie stehen nicht mehr im Vordergrund, sie werden ein Attribut, da, wo sie früher das Subjekt waren. Der Mensch spricht jetzt von sich selbst, und das ist ein betonter Unterschied.

In der Epoche, die auf die Eiszeit folgt, in der sogenannten Mittelsteinzeit, im Mesolithikum, hat er noch nicht den Ackerbau, die Viehzucht, die Töpferei. Aber alles bereitet sich allmählich vor. Es ist die Zeit zwischen 10 000, dem Ende der Eiszeit, und 4000 in Südeuropa und 2000 in Nordeuropa. In Mesopotamien und in Ägypten wird das Ende dieser mittleren Steinzeit schon früher erreicht, schon im 5. Jahrtausend. In der Tat ist es so, wie die Bibel die Erinnerung immer bewahrt hat: Mesopotamien und Ägypten sind die Stellen der Erde, an denen zum erstenmal der Ackerbau geboren wird, an denen die große Wandlung sich vollzieht, die den Menschen von dem aufnehmenden Wesen zum selbstschaffenden macht. Diese Bewegung ist die größte der Menschheit überhaupt. Mit dem Augenblick, in dem der Ackerbau dem Menschen die Nahrung gibt, und nicht mehr die Tiere allein, die wild leben und die gejagt werden, — in dem Augenblick tritt der Mensch in ein neues Stadium seines Seins. Er produziert, er bildet die Welt um in seinem Sinn, in vorgefaßter Aufgabe und in gesetzter Absicht. In diesem Augenblick beginnt erst eigentlich das menschliche Dasein in geistigem Sinn, in diesem Augenblick erwacht sein Denken über die Fruchtbarkeit, über das Geheimnis des Lebens, über den Sinn von Geburt und Tod.

Schon der Mensch der Eiszeit hat über Geburt und Tod gedacht, und alle Bilder und Darstellungen sind entweder Bilder der gebärenden oder der verendenden Tiere. Immer ist Geburt und Tod das Geheimnis des Daseins überhaupt. Aber es ist derart, daß alles ganz natürlich ist. Der Mensch ist nicht anders als die Tiere, und dieser geistige Zustand, der nicht die Gebrochen-

heit kennt, nicht die Qual der Geworfenheit ins Dasein, der einfach nur die Natur aufnimmt, versteht und begreift, dieser geistige Zustand der Eiszeit, ist dem Menschen immer als der Zustand der Vollkommenheit in Erinnerung geblieben. Das alles wird anders in der auf die Eiszeit folgenden Epoche.

Mit dem Ackerbau beginnt der Mensch zu arbeiten, er hat die Sorge um das Wetter, um Sonne und Regen, um die Fruchtbarkeit des Feldes, um die Tragfähigkeit des Samens, den er in die Erde legt. Und die Bibel schildert diesen Übergang sehr deutlich und klar in symbolischer Sprache dadurch, daß sie von den Söhnen Adams und Evas spricht, von Kain und Abel.

Kain, so heißt es, war ein Ackermann, Abel aber war ein Schäfer. Und an keiner Stelle der ältesten Schriften der Erde ist so deutlich und so eindrucksvoll der Übergang des Menschen von dem ersten paradiesischen Stadium der Aufnahme dessen, was die Natur bietet, zum eigenen Schaffen zu erkennen, wie an diesem Text in 1. Mose, Kap. 4,2. Der Vorgang wird deutlich dargestellt in seiner Größe und in seiner Bedeutung, in seiner Wirkung auf die Gottheit, an dem Opfer. Der Mensch der Eiszeit hat immer das Tier als Opfer gebracht, und es gibt Opferfunde, wie die aus Ahrensburg bei Hamburg, die ganz deutlich zeigen, daß der Eiszeitmensch das junge Tier als Opfer in den See versenkte¹¹. Der Viehzüchter, in der Bibel Abel genannt, opfert von den Erstlingen seiner Herde. Die Gottheit kennt dieses Opfer, es ist das gleiche Opfer wie in der Eiszeit.

Kain aber opfert von den Früchten des Feldes. Er hat sie selbst geschaffen, sie sind seine Nahrung, und Gott sieht sein Opfer nicht gnädig an. Gott kennt dieses Opfer nicht, es ist etwas anderes, etwas Neues. In tiefem Sinn wird hier etwas Entscheidendes ausgedrückt: der Mensch hat einen neuen Weg zu seiner Ernährung gefunden, einen Weg, den es bisher nicht gab, einen Weg, der sein Wesen und sein Dasein verändert. Und der Herr spricht zu Kain, daß die Sünde nach ihm Verlangen habe und daß er über die Sünde herrschen soll. Und nun beginnt die Sünde. Kain erschlägt seinen Bruder Abel auf dem Feld, und das Blut seines Bruders schreit zu Gott von der Erde. Gott kann das Opfer nicht annehmen, denn die Gottheit, in der Eiszeit dem Tier verbunden, braucht das Blut des Tieres und nicht die Frucht des Feldes.

Der große Wandel einer äußeren und einer inneren Welt drückt sich in dieser Überlieferung aus. Sie spricht zugleich von dem Aufstieg des Menschen, denn Gott tötet den Mörder seines Bruders, Kain, nicht. Gott schützt Kain und sagt: Wer Kain tötet, der soll siebenfältig bestraft werden. Und Gott macht ein Zeichen an Kain, daß niemand ihn erschläge, wer ihn fände (1. Mose 4,15). Denn Kain ist derjenige, der die Welt weiter-

führt in ihrer Entwicklung. Durch den Ackerbau können mehr Menschen leben auf dieser Welt, durch den Ackerbau entsteht die Möglichkeit, Dörfer zu bauen, an der gleichen Stelle zu arbeiten, sesshaft zu werden. Jetzt regelt der Mensch sein Nahrungsbedürfnis anders, nicht mehr mit der Jagd. Nur noch zweimal hat es eine ähnliche große Wandlung in dem Leben des Menschen auf dieser Erde gegeben. Eine ähnliche Bedeutung wie der Übergang von der Jagd zum Ackerbau und der Viehzucht hat der nächste Schritt zu einem anderen Stadium des Lebens: zu Stadt, Schrift, Handel. Und noch ein drittes Mal entsteht ein Wandel in der Lebenshaltung des Menschen, das ist in der Mitte des 19. Jahrhunderts, als die Entdeckung der Industrie und der Fabrik dem Menschen die Möglichkeit gibt, die Produktion unermesslich zu steigern, so daß die Anzahl der Menschen in Europa seit 1800 bis zur Gegenwart sich verzehnfachen konnte.

Der Aufstieg der Menschheit ist also die Entdeckung der Möglichkeit, daß der Mensch nicht von der Jagd zu leben braucht, sondern daß ihm mit Viehzucht und Ackerbau ein neuer, ein anderer, ein größerer und zuverlässigerer Weg gegeben ist, sein Leben zu fristen.

So ist symbolisch Kain derjenige, der die Welt weiterführt, und darum erlaubt Gott nicht, daß er erschlagen wird. Sein Opfer ist Gott fremd, aber seine Welt ist diejenige, die die Zukunft trägt und die Menschheit höher entwickelt.

In der Tat hat es kaum einen Wandel gegeben, der von solcher Entscheidung für die Menschheit war, wie der Übergang von der Jagd zum Ackerbau.

Es ist das Beobachten der Pflanze, es ist die Abhängigkeit von Regen und Wind, die den Menschen in eine stärkere Beziehung zu der Gottheit bringt. Die Gottheit beherrscht den Menschen, sie gibt ihm die Nahrung, sie gibt ihm die Fruchtbarkeit. Der Gedanke des Menschen muß nun kreisen um das Problem Fruchtbarkeit, um das Problem Seele, Geist, und das Denken über die Probleme des Universums muß ihm das Bewußtsein seiner selbst, seiner Persönlichkeit geben. Die Bibel drückt das aus mit dem tiefen Wort »und ihre Augen wurden aufgetan«. Wie kann man das schöner, bildlicher und treffender sagen? Die Augen der Menschen wurden aufgetan. Sie begannen das zu sehen, was sie vorher nicht gesehen hatten. Sie begannen hinter die Dinge zu sehen, ihr Abstraktes und Transzendentes zu erkennen, ihre Hintergründigkeit und ihre Tiefe.

Durch das Denken wird der Mensch wie Gott, und darum wird ihm verboten, von dem Baum der Erkenntnis zu essen. Die Schlange (1. Mose 3,5) sagt, Gott weiß, daß, welches Tages ihr davon esset, so werden eure Augen aufgetan und werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist. Diese Worte gehören zu

den tiefsten der Genesis. Sie bedeuten: durch das abstrakte Denken wird der Mensch wie Gott, er kann die Dinge in seinen Gedanken neu schaffen. Mit dem Denken kann er die Welt aufbauen, er kann die Folge denken, die Wirkung, das Vorher und das Nachher, Endlichkeit und Unendlichkeit. Das Denken, der Geist, macht den Menschen gottähnlich und erhebt ihn über die Tiere. Das Denken gibt ihm die Möglichkeit, nicht nur über die Dinge zu denken, sondern auch über sein Denken selbst zu denken, und diese Möglichkeit des abstrakten Denkens betrachtet er mit Verwunderung. Der Mensch beginnt das Denken aus sich herauszustellen, es zu objektivieren, dem Denken Namen zu geben wie Seele, Geist, Bewußtsein, und so wird das Denken etwas Selbständiges, etwas außer dem Menschen Stehendes. Es kann hineingelegt werden in die Dinge, sie können beseelt werden. Die innere Spaltung erscheint da, wo vorher eine Einheit war. Es ist der Übergang von der Einheit, der Harmonie, zur Spaltung und zur Abstraktion.

Der Weg war so entscheidend, daß eine Welt sich wandelte. Die Wirtschaft veränderte sich, das Denken, die Religion und auch die Kunst.

Nun ist nicht mehr das Tier der ausschließliche Gegenstand der Gestaltung, jetzt wird es der abstrakte Begriff der Fruchtbarkeit, der Sinn des Wachsens und Gedeihens, und da dieser Sinn nicht sichtbar ist, da man ihn nur ausdrücken kann im Symbol, muß die Natur zurücktreten als Gegenstand der Kunst, das Symbol muß an seine Stelle rücken. Es ist das Gleichnis, das aufleuchtet, es ist das Gedachte, das Überlegte, das aus dem Geist Geformte.

Die Fruchtbarkeit wird bezeichnet durch den Gedanken Frau, durch den Gedanken Wasser, durch die Schlange, die im Herbst verschwindet und im Frühling wiedergeboren wird, durch den Mond, der stirbt, der drei Tage im Grabe liegt und wieder aufsteht, durch das Kreuz, das das Symbol der Welt ist in der Vierteilung des Raumes und in der Vierteilung der Zeit. Die Fruchtbarkeit kann auch die Zikade sein, die in China in den Vordergrund tritt als Tier der Auferstehung, oder der Stier, dessen Gehörn dem Monde gleicht, sie kann der Hirsch sein, dessen Geweih abfällt und neu geboren wird.

Immer ist es der Gedanke des Sterbens und Wiedergeborenwerdens, der Gedanke des Ablaufs der Jahreszeiten, der Gedanke des Erwachens und Blühens und Sterbens der Frucht, der Gedanke der Jugend, der Kraft und des Alters des Menschen, und eine Einheit verbindet so Mensch und Weltall und sogar Stern und Mensch.

Diese Welt, die vollkommen im Symbol ruht, diese Welt, die ganz gelagert ist in dem Abstrakten, findet nun ihren Ausdruck in der abstrakten Kunst, in der Gestalt der Magna Mater, der

Innin, der Ishtar, der Astarte, der Demeter, der Venus, der Diana und zuletzt der Madonna. Diese Welt ist eine ganz eigene Welt, sie ist heute noch lebendig in den Unterschichten des Geistes, in den Archetypen des Denkens.

Mit dem Ackerbau beginnt die Spaltung, die Spaltung in eidos und hyle, wie Aristoteles es ausdrückte, in sarx und pneuma, wie es das Evangelium nennt, in Geist und Körper, wie es die Philosophie der Gegenwart bezeichnet.

Mit der Erfindung von Ackerbau und Viehzucht entwickelt sich eine ganz eigene Welt des menschlichen Daseins. Auch sie haben wir, wie die der Eiszeit, erst in den letzten Jahren und Jahrzehnten voll zu erkennen vermocht. Wohl war sie überall zu ahnen, aber jetzt erst haben uns in den letzten Jahren die Ausgrabungen in Mesopotamien, in Ägypten, in China und in Europa die Augen geöffnet.

Zuerst waren es nur einzelne Funde, erstaunlich, überraschend, verwunderlich und rätselhaft, zuerst waren es nur Kuriositäten in den Kabinetten der Fürsten, dann waren es Gegenstände in den Schränken der Museen, sorgfältig gesammelt und katalogisiert.

Jetzt aber fangen diese Dinge an zu sprechen, und sie sprechen eine deutliche und laute Sprache, und sie reden von der großen Epoche des Menschengeschlechtes, die sein Aufstieg ist, der Epoche nach seinem Erwachen. Sie sprechen von der Zeit, die ihm das Bewußtsein seiner selbst gab, von dem Stadium, in dem er sich selbst erkannte, in dem er anfang, über sich und sein Wesen zu denken. Es ist die Epoche, in der die erste expressionistische und dann die erste abstrakte Kunst der Welt beginnt. Es ist die Epoche, in der das Denken zum erstenmal den Weg zu sich selber sucht, zum Wesen des Menschen, zu dem Rätsel seines Geistes, zu der ewigen Frage vom Werden, Sein und Vergehen. Und wenn die Entdeckung der Epoche der Eiszeit schon erregend und spannend war, dann ist die Entdeckung dieser Schicht des menschlichen Geistes, des Aufstieges der Menschheit, wohl noch ergreifender, weil ihre Wirkung und ihr Sinn uns noch unmittelbarer betrifft und uns dadurch stärker erfaßt. Von diesem Aufstieg des Menschen soll in diesem Buche gesprochen werden.

ÜBERGANG VON JAGD ZU ACKERBAU (DAS MESOLITHIKUM)

10 000–4000 IN MESOPOTAMIEN, 2000 IN NORDEUROPA

DIE FUNDE

Das Wissen um diese Epoche ist noch später zu uns getreten als das Wissen um die Eiszeit.

Es war im Jahre 1853, als auf der Naturforscherversammlung von Aberdeen in England *Sir John Lyell* zum erstenmal erklärte, daß der Mensch mit den ausgestorbenen Tieren zusammengelebt habe. Mit diesem Datum beginnt die wissenschaftliche Erforschung des Eiszeitalters. Es war im Jahre 1864, als Lartet in La Madeleine (Dordogne) den ersten Knochen hob, der die Gravierung eines Mammuts trug, gezeichnet von dem eiszeitlichen Menschen selbst. Die ersten Malereien der Eiszeit wurden gefunden im Jahre 1901 und im gleichen Jahr begann das große Werk von *Penck* und *Brückner* zu erscheinen »Die Alpen im Eiszeitalter« (1901–1909, 3 Bände), das Werk, das zum erstenmal die Tatsache der Eiszeit und ihre Gliederung im einzelnen nach den geologischen Befunden festlegt. Die Forschung beginnt also in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, sie erreicht ihren Höhepunkt erst in diesem Jahrhundert, in dessen Mitte wir jetzt stehen.

Noch mehr aber verlagert sich der Schwerpunkt auf unser Jahrhundert bei der Forschung über das Mesolithikum, die mittlere Steinzeit, die zwischen 10 000 und 4000 in Südeuropa und 2000 in Nordeuropa liegt. Der Name geht auf den Geologen *Torell* (1828–1900) zurück. Das Wort ist griechischer Herkunft und stammt von dem Wort *mesos* = mittel und *lithos* = Stein.

Im Jahre 1883 erschien von *Gabriel de Mortillet* in Paris ein großes zusammenfassendes Werk »Le Préhistorique: Antiquité de l'homme«. *Mortillet* war damals Professor für prähistorische Anthropologie und Direktor des Museums von St. Germain bei Paris und einer der besten Kenner der Vorgeschichte. Er ist derjenige, der die Gliederung der Eiszeit in Epochen begründete, die nach seinem Vorschlag *Acheuléen* bis *Magdalénien* genannt worden sind. In diesem Buch spricht er von einem *Hiatus*, von einer leeren Zwischenstelle zwischen der Eiszeit und der Epoche der Neusteinzeit. Und auch ein anderer großer Forscher der damaligen Zeit, *E. Cartailhac*, sprach von der Lücke in un-